Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 2

Artikel: Die Blütezeit der bernischen Aristokratie [Fortsetzung]

Autor: Bloesch, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633711

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Blütezeit der bernischen Aristokratie

Von Dr. Hand Bloesch (Fortsetzung)

Neben dem Großen Rat saß, gewissermaßen als Exekutive, der kleine oder tägliche Rat mit 26 Mitgliedern, meist ehrwürdigen, vielerprobten Herren, die von den sich gern im Bergleich mit Rom sonnenden Zeitgenossen Senatoren genannt wurden. Un der Spize beider Räte stand der Schultheiß, der hochangesehene Bertreter der stolzen Republik nach außen, mit sürstlichem Rang. Es regierten je zwei Schultheißen jährlich abwechselnd. Die andern hohen Ehrenämter waren die beiden Seckelmeister sür den deutschen und welschen Landesteil, und die vier Benner, die nicht mehr durch aber noch aus den vier Bennerzünsten gewählt wurden.

Eine eigentümliche Stellung zwischen großem und kleinem Kat, gewissermaßen eine Staatswirtschaftskommission, bisdeten die Sechzehner, und die beiden Heimlicher, die Initiativen aus der Mitte der Burger vorbringen dursten. Daneben bestand eine ganze Menge von Spezialbehörden, Kommissionen, Käten und Beamtungen.

Aus der Mitte des Großen Kates wurden die Amtleute auf dem Lande gewählt zur Besetzung der Bogteien, die jeweisen auf sechs Jahre vergeben wurden und auch den nicht Berusspolitisern den Eintritt in den Kat besonders erstrebenswert erscheinen ließen. Als gnädiger Herr Landvogt die Staatsgewalt im Lande draußen repräsentieren zu dürsen, war der Traum jedes Berners.

Die Wahlfämpfe, die in leidenschaftlichster Beise jeder Burgerbesatung vorausgingen, sind nicht zu vergleichen mit unsern politischen Partei-Kämpfen, wo Klassen und Wirtschaftsgruppen sich den Platz an der Sonne, oder vielmehr am Geldssack streitig machen, regionale und konfessionelle Interessen im Spiele sind. Es handelte sich immer um die Bermehrung des Einslusses eines Geschlechtes, um den Anteil am gewaltigen Grundbesitz, der so wundervolle Erträgnisse abwarf. Auch die revolutionären Ruhestörer, die etwa den innern Frieden trübten, dachten nie an eine Aenderung dieses Grundprinzipes, sie wollten nur neben den andern auch ihren Anteil haben.

Es galt in erster Linie die Ehre und den Glanz der Famislie zu mehren. Der einzelne spielte daneben eine ganz untergesordnete Rolle. Nirgends stellt das bernische Staatsgesüge auf die Einzelpersönlichseit ab, diese ist nur Exponent der Familie, und die ganze überkomplizierte Staatseinrichtung scheint darauf angelegt, dem Einzelnen keine gefährlich werdenden Machtbesugnisse zukommen zu lassen. So viele glänzende, durch Reichstum und Begabung ausgezeichnete Staatsmänner Bern hervorsbrachte, keiner dachte je daran, die bevorzugte Stellung zu eigener, persönlicher Machtausübung zu benuhen. Jeder sühlte sich als Wertzeug des bernischen Staatsgedankens, der wie ein unsverlierbares Erbteil durch die Generationen sich fortpflanzt, die einzigartige Stärke der bernischen Tradition.

Dazu kam die sorgfältige Auslese der tatsächlich Regierenben, die an die Hierarchie der katholischen Kirche gemahnt. Wohl entschied die Geburt über die Möglichkeit des Regierens. Dank der Familienzugehörigkeit und dem Wahlversahren konnte auch der größte Dummkopf in den Kat kommen, dann aber kam er in ein Sieb, das immer engmaschiger die Auslese zum Weiterskommen besorgte. Nur brauchbare und bewährte Elemente konnten sich zu den ausschlaggebenden Stellen hinausschwingen, die vielen unerfreulichen Prätendenten aber wurden in den Winsteln des Verwaltungsstalles untergebracht, wo sie keinen groshen Schaden anrichteten.

Dagegen sinden wir in der langen Reihe der bernischen Schultheißen kaum einen mittelmäßigen Geist, dasür hervorragende Staatsmänner, wie Johann Friedrich Willading, Jsaak Steiger und Niklaus Friedrich Steiger. Männer, die auf dem Schachbrett der hohen europäischen Politik als wohlbeachtete Figuren mitspielten.

So stellt sich der bernische Staat des 18. Jahrhunderts nach außen als ein gesestigtes, wohlgesügtes Gebilde dar, das ein gewichtiges Wort im politischen Leben mitzureden hatte. In selten gestörter Ruhe erfüllte er nach bestem Ermessen kämpsen Lufgabe, das stolze Erbe, das die Vorsahren in heißen Kämpsen erstritten hatten, ungeschmälert zu erhalten und zu verwalten. Diese Verwaltung darf in der Stadt und auf dem Lande als eine mustergültige, von hohem Verantwortungsgesühl getragene, bezeichnet werden. Inmitten der glanzvollen, absolutistischen Fürstenhöse entwickelte sich hier ein patriarchalisches Regime, das seinen festen Grund hatte in der engen Verbundens heit von Stadt und Land.

Das städtische Eigenleben nahm von Anfang an nie die in sich abgeschlossene Bedeutung in Anspruch wie in den benachbarten reichen Handelsstädten. Die führenden Familien sammelten ihre Reichtümer nicht durch ihre Tätigkeit in der Stadt, ihr Besig lag draußen im Land herum, mit dem sie sich daher stets auss engste verbunden fühlten. Die gnädigen Herren waren im Grunde ebenfalls Großbauern mit zeitweiligem Wohnsig in der Stadt. Die Landwirtschaft galt durchaus als standesgemäß neben dem Regieren und der militärischen Karriere.

Im Gegensat zum übrigen Keich war der freie Bauer in der Schweiz nie zum verachteten Untertanen herabgesunken; gerade im Gebiet des heutigen Kantons Bern hatte er sich neben dem Adel und dem Stadtbürger als dritter Stand durch das ganze Mittelaster an vielen Orten, besonders im Emmental und Oberland und in der Gegend von Bern halten können, und dieses Staatsbewußtsein wirfte auch nach der Umgestaltung der politischen Berhältnisse weiter. Der Berner Bauer war nicht bloß Untertan, er war in gewissem Sinne durch die Gemeinsamkeit der Interessen auch der Kollege des städtischen Grundbessiters. Die Stadt war nicht bloß Herrin des Landes, sie war sein natürsicher Mittelpunkt, dessen Gedeihen mit dem des Landes auss engste verknüpft und davon abhängig war.

Gerechte Ordnung und haushälterische Sparfamkeit aber lagen im Interesse der gesamten daran interessierten Gesell= schaft. Wir haben schon früher das Bild des Bauernhofes ge= braucht, mit dem wir den bernischen Staat verglichen. Wie der fluge Gutsbesitzer auch nicht seine Besitzung durch Raubwirt= schaft entwerten wird, so hatte auch die Gesamtheit der am Regiment beteiligten Familien alles Interesse daran, durch vernünftige Bewirtschaftung den Wohlstand und damit den Ertrag des Staates zu heben. Je besser es ihren Untertanen ging, um so größer waren ihre Dividenden. Deshalb wurde auch von der Bentralgewalt mit Eifersucht darüber gewacht, daß nirgends der Untertan gedrückt, nirgends das Land ausgesogen murde. Der Landvogt mußte nach seiner sechsjährigen Umtsdauer peinlich genau Rechnung ablegen, und es war befannt, daß bei Streitig= keiten der Landvogt eher ins Unrecht versetzt wurde als der flagende Untertan. Mehrfach ist auch der Rat unnachsichtig mit einem Bluturteil gegen seine fehlbaren Vertreter eingeschritten, bei Willfüren, die anderswo tägliche Selbstverständlichkeit waren. Wie fang doch haller, als er mabrend feines Studien= aufenthaltes in Tübingen sein eigen Bolt mit dem württem= bergischen verglich:

"Uch! unglückseligs Bolt, inmitten von dem Glücke, Was die Natur dir gibt, das raubt dir dein Geschicke! Der Aehren goldnes Meer, das auf dem Lande schwimmt, Ist dir zur Mühe nur, dem Prinz zum Nutz bestimmt. Du seufzest bei dem Pflug, er raubt, was du erschwitzet, Du hungerst in dem Gut, das dein Tyrann besitzet . . ."

Im Bernbiet dagegen waren Bauern, die nach heutigem Geldwert ein Millionenvermögen befaßen, teine Seltenheit in den fruchtbaren Landstrichen, und der Staat war stolz auf solche adelige Bauernschaft, sah er doch darin seinen eigenen Vorteil. Dadurch, daß die meisten patrizischen Familien selber auf ihren Landgütern und Schlössern ausgedehnten Grundbesit hatten, den sie mit bäurischer Klugheit bewirtschafteten, eignete ihnen auch ein ausgesprochenes Verständnis für ihre Landbevölkerung; der Landvogt sekte sich nicht als ein Fremdkörper in sei= nen Amtsfig, in weitaus den meiften Fällen herrichte ein fehr erfreuliches patriarchalisches Verhältnis zwischen Vogt und Untertanen. In dieser Hinsicht hatte die Verteilung der Aemter durch das Los entschieden einen günstigen Wandel gebracht, und der sprichwörtliche Landvogt des 17. Jahrhunderts war zur versichwindenden Ausnahme geworden. Dagegen denke man an den edlen Arner (Niflaus Emanuel Ticharner, Landvogt in Schenkenberg) in Bestalozzis "Lienhard und Gertrud", an Haller in Aigle oder Samuel Engel in Oron.

Bon ganz besonderer Eigenart in jenen Zeiten absolutisti= icher Fürstenlaune war der schon damals vielbewunderte bernische Finanzhaushalt, der erstaunlich haushälterische und doch großzügige, das Interesse der Allgemeinheit berücksichtigende Gebrauch der gewaltigen Einnahmen, die das aus= gedehnte und reiche Land im bernischen Staatsschat zusammen= fließen ließ. Kein Baten ging unkontrolliert verloren oder wurde der Laune eines Einzelnen überantwortet. Wenn man vergleicht, wie die umliegenden Fürsten mit ihren Staatseinnahmen umgesprungen find, so erhält man einen zeitlichen Hinter= grund, von dem sich die bernische Finanzwirtschaft in leuchten= dem Gegensatz abhebt. Durch glückliche Finanzoperationen, besonders mit auswärts angelegten Geldern, war der Staatsschat im Laufe des Jahrhunderts mächtig angewachsen, so daß Bern in der Lage war, einer ganzen Reihe von deutschen Fürsten und Städten erhebliche Summen vorzustrecken. Blieben auch natürliche Verluste und Rückschläge nicht aus, so wies doch die Finanzlage eine dauernde Zunahme auf, und das bernische Staatsgewölbe war von einem sagenhaften Nimbus umgeben, der auf Napoleon einen um so verlockenderen Eindruck machen mußte, als Bern auch beträchtliche Schuldforderungen an Frankreich zu stellen hatte.

Nicht nur im Staat, auch in den einzelnen Familien hob fich im 18. Jahrhundert der Wohlstand zu ungeahnter Höhe. Im ganzen Lande zeigte sich jene behäbige Wohlhabenheit, die iedem fremden Reisenden als erster starker Eindruck haften blieb.

Wo sich Reichtum ansammelte, da wollte er sich in Wohl= behagen umfegen und sichtbar machen. Soziales Ansehen verlangte entsprechende Brachtentfaltung. Wo sich aus jenen Zeiten noch Interieurs erhalten haben, da staunen wir über den erlesenen Geschmack und den gediegenen Glanz. Der Architekt batte für weite, luftige und helle Räume gu forgen, der Stutateur ichmudte Deden und Wände mit entzudenden Arabesten, reiche Ramine und Konsolen trugen die hohen schweren Wandspiegel und geschickte Kunstschreiner wetteiferten in der Herstellung der gefälligen Möbel und funstvollen Einlagen, der bauchigen Kommoden und zierlichen Spieltischchen. Und in den neuen Möbeln bewegten sich neue Menschen, die sich nicht mehr mit der steifen Feierlichkeit ihrer Eltern kleideten, die auf gra-Bibsen Schnallenschuhen über das gemusterte Holzparkett tänzels ten, wo früher der breite Schuh auf den Steinfliesen oder auf Sand geknirscht hatte; das solide Zinn machte dem zerbrechlichen Borzellan Blat. Runfterfahrene Goldschmiede fertigten aus edlem Metall die schweren Bestecke an, die leider zum grozen Teil der Kontribution des Neberganges zum Opfer gefallen sind.

Mit dem Einzug dieser neuen Sitten vollzog sich aber auch die Trennung der sozialen Schichten. Während sich ehemals der Ratsherr unbedenklich neben die ehrsamen handwerker an den Tisch gesetzt hatte hinter die behäbigen Becher, fanden sich jest nur noch die unteren Schichten in den Rellern zusammen, wo die glücklichen Besither der Waadtlanderrebgüter ihren edlen Wein ausschenkten, die vornehme Klasse schloß sich in Leisten und Sozietäten von den anderen ab oder vergnügte fich in häufigen Gesellschaften in den Salons, die zu einem wesentlichen Teil der neuen Wohnung wurden. Man vereinigte sich zu Spiel und Tang, zu geiftreichem Geplauder und zu gemeinsamen Landpartien, wobei nun auch die Weiblichkeit eine dominierende Rolle spielte. Wo vor wenigen Jahren noch die derbe Anefdote und der saftige Wig am Stammtisch den ausgiebigen Trunk gewürzt hatten, da sammelte nun die geistreiche Julie Bon= deli die jungen Herren zu einem romantischen Liebeshof um fich und schuf eine bisher ganz ungewohnte Art der Konversation. Der Geschmad an Kunft und Literatur wurde geweckt und eifrig gepflegt. Die Bände wurden mit wertvollen Bildern geschmückt, und eine reiche, gutgewählte Bibliothek gehörte zum guten Ton in jedem vornehmen Hause. Die Jungmannschaft fand sich in der alten Borschule zum Staatsleben, dem äußeren Stand zusammen, wo in eigenartiger und fruchtbringender Weise der fünftige Beruf des Regenten spielerisch erlernt wurde, und wo sich gang von selbst die Auslese der Fähigen vollzog. Statt des Bären wählten fie den Affen zu ihrem Wappentier und unter diesem Symbol ahmten sie die ganze Staatsorganisation mit allen Aemtern und Würden mit fingierten Landvogteien und Staatsaftionen nach. In den Jahren 1728 und 1729 bauten sie an der Zeughausgasse auch ihr eigenes hübsches Ratshaus nach den Blanen des Architeften Schildenecht. Ihre farbenreichen Umzüge gestalteten sich zu ersehnten Volksbeluftigungen, ebenso wie die großartigen mittelalterlichen Turnierübungen, die sie mit ungeheurem Aufwand in Szene setzten. Im Winter aber flog die ganze Jungmannschaft in phantastisch ausge= schmüdten Schlitten über Land zu großgrtigen Gastmählern und übermütigen Tangereien. Besuche fremder Fürstlichkeiten boten willkommenen Anlaß zu erstaunlicher Prachtentfaltung, die eine französische Gräfin zu dem bewundernden Ausspruch veranlaßte: "Dies ift eine Versammlung von Königen und Fürsten!"

In reizendem Blauderton hat uns Sigmund Wagner in seinen Erinnerungen an das goldene Zeitalter des alten Bern das Bild eines solchen Reitersestes ausbehalten, mit denen sich die jungen vornehmen Berner um die Jahrhundertmitte die Wartezeit dis zum Eintritt ins Staatsleben vertrieben:

Es murde bei Holligen, dem Könizbergwald, nach bei der noch heute sogenannten alten Reitschule eine lange schnurgerade breite Reitbahn, der Rennweg genannt, angelegt; in der Mitte berfelben längs dem Bald von Holz und Laden ein geräumiges halbovales Umphitheater mit einem Dugend übereinander ftehenden Banken mit Bolfterlehnen für die Damen im Schatten des direkt dahinter liegenden hohen Waldes errichtet und mit Laub und Blumengewinden und Kranzen geziert. Der äußern nördlichen Seite der Straße und Rennbahn nach, wurden in gerader Linie eine lange Reihe von Pfählen mit Armen hineingepflanzt, an welchen an eisernen Stäbchen Ringe zum Ringel= spiel und von Diftang zu Diftang Zielscheiben oder auch Strohfiguren mit bunten Kleidern von Türken und Mohren oder von aufrecht stehenden Löwen, Panterthieren und Tigern ftunden. Schon bald nach dem Mittagessen walleten ganze Büge meift reinlich gefleideter Menschen da hinaus, um auf den Bänken und Grassigen die längs dem Wald angebracht waren, Plat zu finden. Gegen 4 Uhr langten Wagen mit schön geputten jungen Damen in langen Zügen an, mitunter auch ältere oder jüngere Herren zu Pferde, deren Pferde dann von Reitknechten in die

Scheune der alten Reitschule oder in das innere des Waldes geführt wurden, all derweil die Damen und Herren das Amphitheater bestiegen und alle Bänke desselben besetzen. Etwas vor 5 Uhr hörte man in der Ferne von der Stadt her Trompeten und Paukenschall, der von Minute zu Minute sich näherte, bald sah man die blitzenden Spitzen der Lanzen und die hohen Federbüsche der Reiter von den schimmernden Helmen derselben lebhaft wallen. War der Zug angelangt, so stellte er sich in einer langen geraden Linie längs der Kennbahn auf, das Angesicht gegen das mit Damen besetzte Amphitheater gekehrt und dies

selben mit den Lanzen salutierend. Nun vertheilte sich die lange Linie der Reiter in verschiedene kleine Schaaren von zehn bis zwölf Pferden. Die einen ritten in das Innere des Turnierplates, der mit niedern Schranken eingefaßt war, die andern auf die beiden Flügel desselben, zum Ringstechen längs den Ringpfählen, die sie corpsweise, jeder in gesetzmäßiger Distanz gerade hintereinander im kleinen Gallopp mit der Lanze oder mit einem Stäbchen in der Hand zu tressen und aufzusangen trachteten. Gesang es, so erklang Musitschall auf der Straße und Jubelruf von den hohen Bäumen hinunter.

Schluß folgt.

Mr. 2

Unser Zeitglockenturm

Wie fein zweites bernisches Bauwert mar früher ber Beitglockenturm — oder der "Zytglogge", wie man ihn seit alters her kurz nannte, — Mittelpunkt unserer Stadt. Er war sozusagen das "maßgebende" Bauwerk Berns: seine Uhr, die Zeitglocke, war die Hauptuhr der Stadt, nach der fich alle andern zu richten hatten, - vom Zeitgloden aus wurden die Wegftunden gemeffen und auf ihn beziehen fich die Stundensteine im ganzen Land herum, — in feinem Tordurchgang find die Längenmaße, früher wohl Elle und Rlafter, heute Meter und Doppelmeter, öffentlich ausgestellt, - an ihm murden die offiziellen Berordnungen und Erlaffe angeschlagen. Weder das Rathaus noch das Münfter waren in dieser Hinsicht ebensosehr im Mittelpunkt des öffentlichen Geschehens. Sie hielten fich vielmehr in einer gewiffen respektheischenden Distanziertheit, mahrend der Zeitglokfen gleichsam mitten unter dem Bolk stand, heute hat der Zeit= gloden seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt. Er ift für viele bloß noch ein Durchgang und ein nicht mehr zeitgemäß hiftorisches Ueberbleibsel aus dem alten Bern, der mährend des Stun= denschlages nur von den Fremden noch beachtet wird. Als Mittelpunkt der Stadt hat ihm das Bundeshaus oder der Bahnhof zweifellos den Rang abgelaufen.

Ist man sich eigentlich dessen bewußt, daß wir im Zeitgloden — trot der mehrsach modernisierten Fassade — das weitaus älteste Bauwert der Stadt besitzen? Kein anderes Bauwert, tein Haus und feine Mauer erreichen auch nur annähernd sein ehrwürdiges Alter. In seinem Mauerkern geht er zweisellos bis ins 12. Jahrhundert hinunter.

Der Zeitglockenturm bildete ursprünglich den Abschluß der zähringischen Stadtanlage. Diese erstreckte sich von einem nicht mehr vorhandenen unteren Tor und Graben unten an der Gerechtigkeitsgasse bis zum oberen Graben, der an Stelle des Kornhaus- und Theaterplates die Stadt nach Westen begrenzte.

Ueber seine ursprüngliche Form wissen wir nichts genaues. Blanaufnahmen haben jedoch mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß er, wie übrigens die meisten früheren Stadttürme, stadteinwärts ofsen war. Er bestand also aus drei Mauern, die, unten mehr als drei Meter dick, sich nach oben etwas verjüngten.

Der innere Raum wird mahrscheinlich durch Holzbauten ausgefüllt worden sein, denn die Stadtchronif berichtet uns, daß beim großen Stadtbrand im Jahre 1405 in der "Refi" glockenturm sieben Pfaffendirnen verbrannt seien. Ob damals die Oftseite bereits ausgemauert war, wiffen wir nicht. Auch später diente der Turm oder ein Turmgemach noch als "Refi". Es wird uns nämlich erzählt, daß im Januar des Jahres 1579 eine Solothurnerin sich in etwas ungewöhnlicher Weise daraus zu flüchten versuchte. Sie glaubte durch das schmale Fenster= lein, durch das man den Gefangenen die Speise reichte, hindurch= schlüpfen zu können. Zu diesem Zwecke zog fie ihre Kleider aus, warf sie durch das Fensterchen hinaus und versuchte sich durch dasselbe hindurchzuzwängen. Mit Kopf und Achseln fam fie zwar hinaus, aber weiter langte es nicht. Nun konnte fie aber auch nicht mehr zurud, "weder für sich noch hinder sich". Ihr Beschrei rief den Rnecht des Großweibels berbei, der fie mit Gewalt wieder zurückziehen mußte, "fonft mar fie da verdorben". Man ließ fie nachher laufen, fie hätte für diesmal genug gebüßt!

Nach dem Stadtbrand von 1405 wurde der Turm wieder= hergestellt und wahrscheinlich damals schon oder mindestens turz darauf das Uhrwerk eingerichtet. Denn im Jahre 1438 mußte es bereits geflict werden. Die Stadtrechnung dieses Jahres ent= hält nämlich einen Ausgabeposten von 7 Pfund und 5 Schilling mit dem Bermert: "Denne herr Hansen, von dem orlen ze bletzen uff der Zitgloggenturn". Früher (1384) war die "Int= glogge" am Wendelstein bei der Leutfirche. Als aber 1420 an deren Stelle der neue Münsterbau begonnen murde, wird die "Intglogge" an den oberen Turm versett worden sein, der von nun an Zeitglockenturm genannt wird. Man wird daher mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß der "obere Turm" zwischen den Jahren 1405 und 1420 die Zeitglocke und mahrscheinlich auch die "orlen", das Uhrwerk, erhielt. Seit dieser Zeit ift er bis in die Neuzeit hinein für alle Uhren der Stadt ver "maßgebende" Beitmeffer geblieben.

Früher mußte die "Zytglogge" — so nannte man übrigens allgemein eine Turmuhr, nicht etwa bloß die auf dem Zeit=

Wettbewerb "Kennst Du Bern?".

Die Redaktion dankt allen Einsendern, die sich in so außerordentlich anregender Weise am Wettbewerb "Kennst Du Bern" beteiligt haben. Die eingesandten Löfungen werden gegenwärtig geprüft und wir werden in der nächsten Nummer der "Berner Boche" darauf ausführlich zurücksommen.